In den Argonnen.

Aus dem Tagebuch eines Berichterstatters an der französischen Front.

In seinen Aufzeichnungen über einen mehrtägigen Besuch an der französischen Front plaudert ein Kriegsberichterstatter:

Die Argonnen repräsentieren den Teil der Westfront, in dem der Graben- und Minenkrieg in ganz besonderer Weise gepflegt worden ist. Sie bilden einen zwischen dem Lauf der Aire und der Aisne scharf nach Norden vorspringenden Waldrücken, der die Verdunfront von der Champagnefront scheidet und gewissermaßen wie eine Insel aus beiden Frontgebieten herausragt. Dieser Waldrücken hat ungefähr hinter seinem nördlichen Dritteil zwischen Vienne-le-Chateau im Westen und Bourenilles im Osten eine Einschnürung, die im allgemeinen die Linie markiert, auf der man sich in einem vielfach verzweigten und verästelten Grabensystem nun schon seit Jahren gegenüberliegt. Wenn man von Verdun hergefahren kommt, so hebt sich diese charakteristische Form der Argonnen sehr deutlich hervor; aber es ist unmöglich, die genannte Einschnürung zu sehen, die die eigentliche Frontlinie bildet.

Bei dem grausam zerstörten Clermont-en-Argonne betreten wir das eigentliche Argonnengebiet, und bald sind wir in dem ebenfalls verwüsteten Les Islettes, dessen Kirchturmspitze sich traurig auf die Seite neigt, weil sie nicht weit unter der Kugel von einem Artilleriegeschoß unsanft gestreift worden ist. Von hier wird auf neuerstellter Straße in nördlicher Richtung abgebogen, und bald befinden wir uns in dem Waldstück, das zwischen der Biesme und der Aire liegt und das Bois de la Chalade genannt wird. In ihm befinden sich die viel genannte Fille Morte und der Punkt 265, die erstere in deutscher, der letztere in französischer Hand. Wir verlassen, von einem verirrten Schrapnell empfangen, das hoch oben in den Baumwipfeln platzt, das Automobil und beginnen die Fußwanderung.

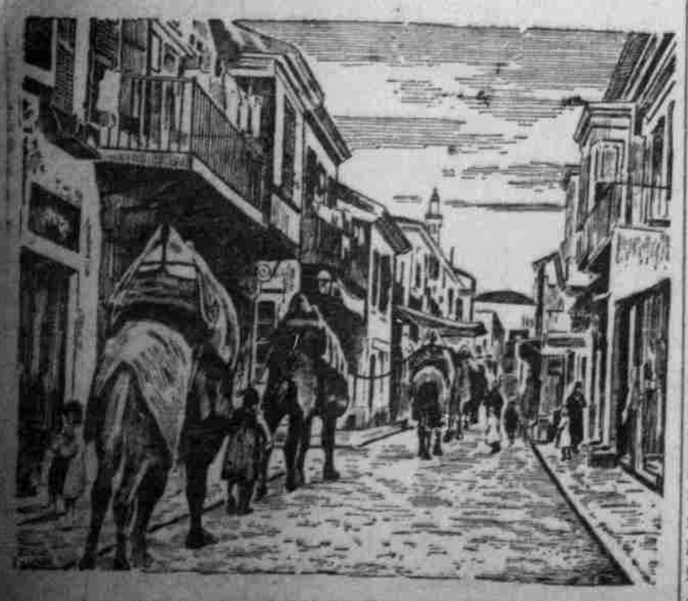
Es ist eine wahre Lust, in dem herrlichen Walde zu wandeln, in dem Laubholz mit Tannenbeständen wunderbar abwechseln; das sonst den französischen Wäldern eigentümliche, als Wildunterschlupf dienende dichte Unterholz ist verschwunden, weil es zu allen möglichen Zwecken gebraucht worden ist. So findet man sich in keiner Weise an die Wege gebunden und kann seine Schritte hinlenken, wohin man will. Knallte nicht dann und wann ein Schuß, hörte man nicht ab und zu das Tacktack eines Maschinengewehres oder das Dröhnen der Geschütze, so könnte man sich im tiefsten Frieden auf einer Birschstreife glauben. Allerdings trifft man auch sonst auf viele Dinge, die an des Krieges rauhe Wirklichkeit gemahnen. Hier ist eine mechanische Werkstätte, deren Maschinen mit Elektrizität betrieben werden und in der man neben Schließtüren für die unterirdischen Gänge noch andere Bestandteile für den Graben- und Minenkrieg herstellt. Da begegnet man einem Rudel munterer afrikanischer Esel, die von einem einzigen Mann geleitet werden und mit denen ein Teil des Nachschubdienstes bewältigt wird. An einem anderen Ort findet man Gräben und Drahtnetze zweiter Linie oder zierliche Häuschen, in denen ein Teil der Waldbesatzung, meist Chasseurs Alpins, untergebracht ist. Man stößt auf Munitions- und Werkzeugdepots, Forderbahnen, die auf starken Drähten laufen und den Vorteil haben, daß sie im Winter nicht vom Schnee eingedeckt werden, Decauville-Geleise kreuzen unsern Weg, und an einzelnen Orten stehen fahrbare Reparaturwerkstätten für den Automobildienst. Es ist eine Unsumme kriegerischer Arbeit und menschlichen Erfindungsgeistes, die in diesem Wald verborgen ist und von der man keine Ahnung hat, wenn man das Argonnengebiet nur auf rascher Fahrt durchfliegt.

Unser nächstes Ziel ist eine artilleristische Beobachtungsstelle, die in der Richtung gegen Vauquois zu gelegen ist. Der letzte Teil des Weges zu ihr führt durch einen Boyau, dessen Zickzacklauf durch einen steinigen Waldboden getrieben ist; durch ihn geht auch die Telephonverbindung. In dem mit guten Karten und Scherenfernrohren ausgestatteten Beobachtungsstand, der ziemlich geräumig ist, vermag man durch die Scharten das eigentliche Berührungsgebiet der französischen und deutschen Linien zu überblicken. Man sieht auch das in Trümmern liegende Varennes, wo einst der unglückliche Ludwig XVI. auf seiner ungeschickten Flucht durch den Postmeister Drouet angehalten worden ist. Im Berührungsgebiet hat freilich der schöne Wald durch Artilleriegeschosse, Bombenwurf und Minenkrieg böse gelitten, und wer sich dort herumtreiben will, riskiert, bald einige Kugeln um die Ohren schwirren zu hören.

Am interessantesten und lehrreichsten ist natürlich ein Besuch der vordersten Grabenstellungen selbst. Man gelangt zu ihnen durch eine lange Boyauwanderung. Dieser Boyau ist derart im Zickzack und Mäanderzug geführt, daß man ohne Kompaß vollständig die Himmelsrichtung verliert, in der man geht. Er ist ausgezeichnet kanalisiert, die Sohle durchgängig mit einem Bretterrost belegt. Die im gewachsenen Boden senkrecht abgestochenen Wände sind dort, wo ein Nachrutschen der Erde zu befürchten ist, mit Drahtgeflechten ausgekleidet; in ihm laufen die Telephondrähte und eine Zuleitung für komprimierte Luft zur Ventilation der Minenstollen und Horchgänge. Nach einiger Zeit wird der Boyau zum unterirdischen Stollen, und nun geht es treppauf und treppab, bald durch geräumige Gänge, bald durch einen niedrigen Schlauch, so daß man nur gebückt durchkriechen kann. Aber überall erhellen elektrische Glühlampen den Weg, die ihr Licht von einer Maschinenanlage erhalten, die sich tief unter der Erde befindet wie Vulkans Esse. Ab und zu sind seitlich Unterstände ausgespart für die nicht auf Grabenwache befindlichen Mannschaften und Reserven, für die Mineure und den leitenden Offizier. Man denke sich, welchen Willensaufwand und welche körperliche Anstrengung es bedeutet, tage- und nächtelang in diesen unterirdischen Behausungen auszuhalten. Aber alles ist guten Mutes, und auf eine etwas vorwitzige Frage von anderer Seite antwortete einer der Genieoffiziere einfach: "On fait son devoir." Aus einzelnen dieser Unterstände heraus führen seitliche Aufstiege in oberirdische Grabenstücke. Durch einen solchen gelangen wir zu dem Punkt 265, von dem aus die überhöhend gelegene Fille Morte deutlich zu übersehen ist. Doch darf man seine Nase nicht lange hinausstrecken, will man nicht einen kleinen Kugelgruß erhalten. Daß das ungemütlich werden kann, beweist ein Schwerverwundeter, der von zwei Trägern auf einer Bahre noch leise röchelnd an uns vorübergetragen wird.

Alle diese Stollen und Gänge sind durch eisenbeschlagene Türen, in denen sich Scharten für Maschinengewehre und Handgranatenwurf befinden, oder durch bereitgestellte Sandsäcke gegen feindlichen Ueberfall versperrbar. Dabei kann es dann leicht vorkommen, daß die Besatzung eines Unterstandes oder Grabenstückes abgeschnitten wird und in Gefangenschaft gerät. Das erklärt die Gefangenen, Maschinen- und automatischen Gewehre, die bei den einzelnen Grabenüberfällen immer als Beute gemeldet werden. Am feindwärts gelegenen Ende der ganzen unterirdischen Anlage führt ein Aufstieg in den stark mit Sandsäcken ausgepolsterten geräumigen Hauptgraben, der ungefähr noch 30 Meter von den deutschen Linien entfernt ist. Aber das ist noch nicht der vorderste Grabenteil. Weiter vorn befinden sich noch andere Grabenstücke, in denen man die Grabenposten sehen kann, von denen der vorderste nur noch 10 Meter vom Feind ab ist. Diese Gräben sind dann wieder durch Gänge mit dem Hauptgraben verbunden, die von diesem aus bestrichen werden können. So entsteht ein ganzes Netz von Gräben und Verbindungsgängen, von denen dann und wann ein Stück verloren geht oder dem Gegner abgenommen wird. Im Hauptgraben ist man, feindlichen Angriff ausgenommen, eigentlich ziemlich sicher und kann sich die Geschichte mit Muße betrachten. Zwar schwirren uns mit dem Geräusch, das einer lästigen Bremse gleicht, bald einige Kugeln über die Köpfe. Aber sie gelten wahrscheinlich nicht uns, meint der begleitende Offizier, sondern Leuten, die irgendwo weiter hinten nach einem Salatkräutlein suchen. Er mußte es ja wissen.

Eine Badeanstalt hinter der Ostfront. Im Hintergrunde die Brauseeinrichtung, deren Brausen sämtlich aus Konservenbüchsen zusammengelötet wurden.



Ein malerisches Bild aus dem Orient. Straße in Smyrna, in der trotz des Kriegszustandes das gewöhnliche, lebhafte Treiben herrscht.

Der Sachsenwald.

Von Joh. Schmarje.

Der uralte, schöne Wald bildete einst das umstrittene Grenzgebiet zwischen dem Sachsenstamme, der in Stormarn (d. h. große Mark) seßhaft geworden war und dem östlich wohnenden Slawenstamm der Polaten. Zahlreiche Hünengräber und Riesenbetten, die sich im Walde selbst oder an seinem Rande befinden, verleihen der Landschaft ein interessantes Gepräge. In alten Zeiten hatte der Wald unstreitig eine noch größere Ausdehnung als jetzt. Westwärts streckte er sich über die Bille hinaus und ostwärts bis an die Devenau, weshalb die Slawen ihn Delvunden, d. i. Delvenau-Wald, nannten. Seine jetzige Gestalt erhielt er indessen wahrscheinlich schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sie gleicht einem mit der Spitze nach Norden gerichteten Dreieck, dessen nordwestliche Seite von einer Linie gebildet wird, die sich an den Gemarken der Dörfer Kuddewörde, Katzeburg, Möhnsen und Schwarzenbek entlang zieht. Als Grundlinie mag die ostwestlich verlaufende Chaussee Bergedorf - Schwarzenbek angesehen werden. Sie wird allerdings nur von den Ausläufern des Sachsenwaldes berührt. Der eigentliche Sachsenwald bedeckt eine Gesamtfläche von 6175 Hektar mit einem Umfange von reichlich 40 Kilometern. Der Wald wird von Chausseen und zahlreichen Wegen durchschnitten. Von Osten nach Westen durchfließt ihn die Au, die sich bei Aumühle in die Bille ergießt. Das anmutige Tal dieses Bächleins begleitet die Berlin-Hamburger Eisenbahn, die den Wald durchquert.

Seit 1228 gehört der Sachsenwald zu Lauenburg. Die Herzöge blieben freilich nicht immer im ungestörten Genusse ihres Besitzes; denn die Hansestädte Hamburg und Lübeck erhoben Ansprüche auf einen Teil des wertvollen Waldes. Erst als nach dem Tode des Herzogs Julius Franz Lauenburg an Braunschweig und darauf an Hannover fiel, mußten die Hansestädte ihre Ansprüche auf den Wald notgedrungen aufgeben. Den Waldbauern wurden von den landesherrlichen Besitzern dagegen die weitgehendsten Gerechtsame eingeräumt. Sie hatten z. B. freie Weide für ihr Vieh und die Nutzung des Weichholzes zum Meilerbetrieb. Diese Gerechtsame, die zu einer Waldverwüstung führen mußten, wurden später abgelöst und aufgehoben. In früheren Zeiten wurde der Sachsenwald auch zur Schweinemast benutzt. Im Spätherbst tummelten sich oft Tausende der Rüsselträger in den Waldesgründen, um sich an der Eichel- und Buchenfrucht zu feisten. Die Mast wurde an den Meistbietenden verpachtet. Selbst die Hamburger hatten das Recht, ihre Schweine in den Wald zu treiben. Als ihnen dieses Recht bestritten wurde, entstand der sogenannte Schweinekrieg. Von jeher ist der Sachsenwald wegen seines Wildreichtums berühmt gewesen. Noch jetzt soll ein Bestand von über tausend Edelhirschen vorhanden sein. An jagdbaren Tieren birgt der Wald außerdem zahlreiche Rehe, Hasen und hin und wieder auch Dachse. Der frühere große Bestand an Schwarzwild ist dagegen sehr zusammengeschmolzen. In dem eingehegten Brunstorfer Revier werden etwa noch 100—150 Wildschweine gehalten. Der reiche Wildstand wurde den anliegenden Dorfgemeinden oft sehr lästig; kein Wunder, daß die Wilddieberei in Blüte stand. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wußte man viel von den kühnen Taten des Wilderers Eibig zu erzählen, dem von den Waldbauern in jeder Weise Vorschub geleistet wurde, und um dessen Haupt sich ein ganzer Sagenkreis wob.

Alte Mühle bei Friedrichsruh.

Schloß Friedrichsruh.

Aus dem Sachsenwald.

Der Lieblingsbaum des Altreichskanzlers im Sachsenwalde.

Der vorherrschende Baum des Sachsenwaldes ist die Buche, die hier allerdings nicht die stattliche Höhe und Schönheit ihrer Schwester auf dem fruchtbaren Boden des Ostens erreicht. Auf lehmigem Boden sind schöne Eichenbestände, auf sandigem Boden herrscht Nadelholz vor, und in den sumpfigen Niederungen des Sachsenwaldes gedeihen Erlen, Birken und Salweiden. Durch Fürst Bismarck wurde eine planmäßige Forstwirtschaft eingeführt. Zur Verwertung der Walderzeugnisse legte er in Friedrichsruh eine große Sägerei an, in der Faßdauben, Pflasterklötze, Gruben- und Staketthölzer, sowie Bohlen und Balken hergestellt werden.

Neue Schanzgräben-Gewehre.

Man schätzt, daß ungefähr 90 Prozent der Leute, welche in dem großen Krieg verwundet werden, in den Kopf geschossen werden. Das ist einfach eine Folge des Schanzgräben-Systems, welches den übrigen Körper des Kriegers schützt, aber seinen Kopf zuerst bloßstellt.

Allerlei Art stählerne Schützengräben-Helme sind aufgekommen, um diese Gefahr auf ein Mindestmaß herabzubringen. Zu demselben Behuf hat ein Amerikaner eine Erfindung gemacht, welche von manchen für noch besser gehalten wird. Von der ihr zugrunde liegenden Idee war übrigens schon vor einiger Zeit allgemeinhin die Rede; aber es kam nicht zur praktischen Verwirklichung derselben.

Die neue Waffe ist ein besonderes Schanzgraben-Gewehr, mit welchem man zielen und feuern kann, ohne jemals den Kopf den feindlichen Geschossen aussetzen zu müssen. Dasselbe ist nach dem Prinzip eines Tauchboot-Periskops oder Rundguck-Spiegels gebaut. Ein System kleiner Spiegel zeigt dem Soldaten das widergespiegelte Treffziel, und er kann Visier nehmen, zielen und feuern, ohne auch nur die Spitze seines Helmes über der Schanzwall-Linie zu erheben. Völlige Sicherheit läßt sich freilich auch von diesem Periskop-Gewehr nicht erwarten, zumal noch allerlei andere Faktoren, als die Geschosse von oben, die Verluste verursachen, und z. B. durch Minensprengung die Besatzung eines ganzen Schützengrabens vernichtet werden kann!

Die westliche Tatra.

Eine früher vom Kriegsbrand bedrohte Hochebene.

In der Nähe des galizischen Kriegsschauplatzes hebt sich hoch und steil die dunkle Granitmauer der Tatra von fast allen Seiten; nur gen Süden und Osten gliedert sich das Land in Hügelketten dem Gebirgszuge der Karpathen an. Die Tatra selbst ist eine Hochebene, deren Spitzen sich bis über 9000 Fuß erheben. Zwischen dem Liptauer Gebirge und der Zipser Masura gelegen, wird dieser Gebirgsstock ziemlich scharf von der Waag, der Arva, dem Dunajec und dem Poprad umgrenzt, die ihre Wasser teils in die ungarische, teils in die galizische Ebene hinausspülen. Die tiefeingeschnittenen Flußtäler, die zahlreichen kleinen Gebirgsseen, in denen sich uralte Baumbestände spiegeln, machen das Gebirge reich an malerischen Partien von hohem landschaftlichen Reize. Kiefern und Lärchen, Fichten und Wacholderbüsche geben den meist steil ansteigenden Bergrücken ein ernstes Gepräge.

Die Erdschätze, die dieser gebirgige Boden birgt, sind außerordentlich reiche; namentlich Edelerze sollen heute noch am Südrande der Tatra ziemlich ausgiebig gelagert sein. Heilkräftige Thermen und Mineralquellen haben manchen viel besuchten Kurort geschaffen, an dem es recht modegemäß zugeht und in dem selbst der verwöhnteste Westeuropäer auf seine Kosten kommt. Zudem sind Straßen und Wege in gutem Stand, so daß es sich prächtig, ohne große körperliche Anstrengungen, in der Tatra wandern läßt.

Wer die Eigenart der Bewohner dieses Erdenwinkels kennen lernen will, muß die breite Heerstraße schon ein wenig verlassen und sich abseits halten. Dann stößt er, meist hart am Waldrande, auf die niedrigen Holzhütten, die mit Schindeln gedeckt sind. Wenig Sorgfalt ist auf den Hausbau gelegt. Oft dient die einzige vorhandene Stube auch als Unterkunftsstätte für das Kleinvieh, das sich meist unter der die ganze Seitenwand entlangziehenden breiten Bank häuslich niedergelassen, auf der des Nachts die Hausbewohner zu schlafen pflegen; denn regelrechte Bettgestelle findet man nur bei den vornehmeren Goralen, wie sich diese Gebirsleute nennen. In ähnlicher Weise ist es mit dem ganzen Hausrat bestellt. Wer den Zugang zur Tatra von Galizien her sucht, wird landschaftliche Reize in vielfältigen Variationen finden. Einer der schönsten Wege führt durch das Tal der Arva. Die eigentlichen Höhen der Tatra bleiben im Osten liegen. Aber die Felsen schauen dennoch, trotz ihrer mäßigeren Erhebungen, ernst und schroff und unzugänglich aus zerklüftetem Gefild. Oft haben ihre meist immer busch- und baumbestandenen Kuppen etwas ungemein Groteskes; die Konturen der Gesteinsblöcke nehmen wunderliche Formen an. Der Volksmund hat da mannigfaltige, bezeichnende Namen geprägt, denn er glaubt hier eine Kanzel, dort einen Menschenkopf, an dritter Stelle einen versteinerten Wolf oder Bären zu sehen; wer mit einigem guten Willen für derartige Dinge und einer gehörigen Portion Phantasie ausgestattet ist, vermag das auch zu schauen.

Eigentliche Städte kennt das Tatragebiet, abgesehen von seinen Rändern, nicht. Wo sich größere Häuseransammlungen finden, da hat man es mit Kurstätten, Badeorten, Sommerfrischen zu tun. Dazu kommen noch ein paar Eisenbahnknotenpunkte, von denen aus der Hauptschienenstrang, der Oderberg von der schlesisch-österreichischen Grenze mit dem ungarischen Kassa verbindet, seine Seitenlinien in die Flußtäler nach Norden und Süden hinausschiebt. Im übrigen sind die ehemals zahlreichen deutschen Siedelungen jetzt fast durchweg polonisiert und magyarisiert worden. — Die Leute des Landes sind freundliche und gefällige Menschen. Und wo man sich nicht verständlich machen kann, da gibt sich der zahlreich anzutreffende Jude als Dolmetsch her. So kommt man ohne große Schwierigkeiten durch das Land.

Die Tatra kann entschieden als eines der schönsten und waldreichsten Gebirge Mitteleuropas bezeichnet werden. Ihre reiche Gliederung macht ihren landschaftlichen Charakter anziehend. Ist auch das Frühjahr in diesem Gebirgsland rauh, so sind doch die Sommermonate mild und der Herbst gibt sich, besonders in den durch Laubwald ausgezeichneten Distritten, bunt und malerisch, so daß allen Naturfreunden eine reiche und doch eigenartige Schönheit geboten wird, die, in ihrem Reiz erhöht durch eine in Sitte und Tracht fremde Bevölkerung, sich unvergeßlich der Erinnerung des Besuchers einprägt.

Die Straßenhunde von Konstantinopel.

Bei der ersten Begegnung erwecken diese struppigen Gesellen sehr wenig Begeisterung beim Fremden, der nach Konstantinopel kommt. In allen Straßen und Gäßchen, auf den Plätzen und Brücken, an den Quais, überall, auf Schritt und Tritt stößt man auf ein Rudel der kleinen, höchstens mittelgroßen, gelb- oder graugelbhaarigen Wegelagerer, die es kaum für der Mühe wert halten, dem Wagen oder Pferde, geschweige denn dem Fußgänger Platz zu machen. Aber noch mehr als den Ordnungssinn des gebildeten Europäers beleidigen sie seine Nase und — bei Nacht — seine Ohren. Ganz Konstantinopel — das Pera - Galata der Europäer nicht weniger als das Stambul der Türken — ist erfüllt von dem penetranten Geruch dieser Kerle. Und bei Nacht wecken sie unbarmherzig jeden, der keinen festen Schlaf hat, mit ihrem wütenden Gebell und Geheul auf. Aber man gewöhnt sich sehr bald an ihren Anblick und ihr ungebildetes Betragen. Ja, man gewinnt diese harmlosen Gassenstrolche geradezu lieb. Es gibt nichts gutmütigeres als so ein Straßenhund in Konstantinopel! Man mag ihn zur Seite stoßen, aus Versehen treten oder mit dem Wagen oder Pferde höchst unsanft berühren, nie knurrt er gegen den Menschen oder macht eine bösartige Miene. Die Türken sind gegen die Tiere außerordentlich freundlich, und infolgedessen sind auch die Tiere gegen die Menschen nie bösartig. Im Hause will allerdings der Türke den Hund nicht haben, aber auf der Straße respektiert er seine Rechte. Er sorgt dafür, daß das Rudel seiner Straße immer Wasser hat und regelmäßig die Abfälle der Küche u. a. bekommt. Die Hunde wissen auch ganz genau, wo und wann sie etwas bekommen, und finden sich pünktlich zur Stelle ein, um ihren Tribut in Empfang zu nehmen. Man heißt sie auch die Sanitätspolizei Konstantinopels, weil sie mit den Abfällen und allem Unrat, der auf der Straße reichlich vorhanden ist, gründlich aufräumen. Eigenartig ist die Organisation dieses Hundeheeres von Konstantinopel. Nach Familien und Stämmen haben sie sich die Stadt in kleine Bezirke geteilt, derart, daß auf jedes Rudel eine Straßenlänge von etwa 20 Häusern kommt. Die Grenze dieses Bezirks darf keiner vom Rudel überschreiten, sonst wird er sofort von dem benachbarten Rudel überfallen und jämmerlich zugerichtet. Vermehrt sich die Hundefamilie zu stark, so daß der Bezirk nicht mehr alle ernähren kann, so werden die überflüssigen Mitglieder verjagt und müssen sehen, wo sie unterkommen. Treffen sie zufällig ein Rudel, das nicht sehr stark ist, so werden sie dort aufgenommen, stoßen sie aber auf starke Rudel, so werden sie von dort weitergejagt oder umgebracht. Daher auch die erbitterten nächtlichen Schlachten, deren Töne so manchem Besucher Konstantinopels noch lange in Erinnerung sind.

W. H.

Ein Rudel Vorstadthunde in Konstantinopel.